

KNAUR 

Über den Autor:

Stephan Urbach, geboren 1980 im hessischen Lauterbach, studierte erfolglos Deutsch und Geschichte auf Lehramt in Frankfurt am Main, bevor er eine Lehre zum Bank- und Sparkassenkaufmann absolvierte. Von 2011 bis Februar 2014 arbeitete er als Referent der Piratenfraktion im Abgeordnetenhaus von Berlin für den Ausschuss für kulturelle Angelegenheiten sowie den Ausschuss für digitale Verwaltung, Datenschutz und Informationsfreiheit. Er war bis 2013 Mitglied der Piratenpartei. 2010 bis 2013 war Stephan Urbach Mitglied der Aktivistengruppe Telecomix, die sich vor allem während der Proteste auf dem Tahrirplatz in Kairo und den Anfängen des Bürgerkriegs in Syrien einen internationalen Namen machte.

Stephan Urbach
mit Ingo Petz

.NEUSTART

**Aus dem Leben eines
Netzaktivisten**

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Oktober 2015

© 2015 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildungen: © Peter Wenz/FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-78729-8

2 4 5 3 1

*Für Muhammad.
Für Cameron.*

There is no dancefloor anymore.



Liebe ist die Struktur der allgemeinen Vereinbarung
in dem vereinbarten Text.

Cameron

Das ist *meine* Geschichte

Ich muss etwas gestehen. Etwas sehr Persönliches. Ich wollte sterben.

Ich schlucke und starre auf das, was ich schreibe, taste jedes Wort mit den Augen ab und scanne die Bedeutung, die dahintersteckt. Sterben. Das Wort brennt sich in meine Netzhaut, schmerzt beim Ansehen. Wollte ich wirklich sterben? Ja. Das wollte ich. Ich wollte mich von diesem Alptraum, den andere Leben nennen, befreien. In der Nacht vom 12. auf den 13. August 2011 entschied ich mich jedoch dagegen. Ich entschied mich für das Leben, obwohl ich in jenem Moment keine Ahnung hatte, was das sein sollte. Was das noch sein konnte. Nach all dem, was ich erlebt hatte. Ich fühlte mich wie eine Hülle, die kurz davor war, sich in Luft aufzulösen.

Für meinen Selbstmord hatte ich alles geplant. Ich hatte geplant, wie ich es tun würde. Ich hatte die notwendigen Werkzeuge besorgt. Und ich hatte Vorbereitungen getroffen, wie meine Familie an die Zugangsberechtigungen zu meinen Internet-Accounts gelangen konnte. Mein Leben fand zu neunzig Prozent im Internet statt. Ich lebte im Internet. Also schrieb ich auf, wie man an meine E-Mail-Accounts gelangte, an meinen Server, an meine Chat-Sessions, und wer über meinen Tod informiert werden sollte.

Ich werde nicht beschreiben, wie ich es tun wollte. Das geht niemanden etwas an. Und letzten Endes ist das auch nicht wichtig. Der Tod sollte einen Punkt setzen. Mehr nicht.

Auf meinem Server hatte ich einen Totmannschalter instal-

liert. Das heißt: Alle 24 Stunden musste ich einen Befehl eingeben, damit das System wusste, dass ich noch lebte. Blieb der Befehl aus, wusste das System, was es zu tun hatte: Ein Abschiedsblogpost wäre auf meinem Blog erschienen und über meinen Twitter-Account verbreitet worden. Mein Vater hätte eine Abschiedsmail bekommen. Meine Chat-Sessions hätten sich geschlossen, indem mein Nickname jeden Chat automatisch verlassen hätte. Eine E-Mail mit Zugangsdaten zu diversen Systemen wäre an einige Mitglieder der Aktivistengruppe Telecomix versandt worden. Das Wichtigste: Mein privater E-Mail-Account hätte sich automatisch geleert. Für einen anderen Account wären die Zugangsdaten an diverse Freunde und Bekannte verschickt worden. Ich besaß nicht viel, was ich meiner Nachwelt hinterlassen konnte. Aber auch mein Testament hätte sich automatisch verschickt. Ich hatte an alles gedacht. Meine Depression hatte mich dazu getrieben, das alles beenden zu wollen. Bevor aber alles zu Ende gehen würde, wollte ich zumindest das Ende wohlgeordnet vorbereiten. Mein Leben war alles andere als geordnet gewesen. Mein Ende aber sollte es sein: geordnet.

Ich litt unter einer Depression. Es ist seltsam, das nun so klar zu benennen. Eigentlich war ich mir dessen schon lange bewusst, aber ich konnte es nicht in Worte fassen. Weil ich Angst davor hatte, weil ich sie nicht ertragen wollte – die Wahrheit. Depression. So was haben doch die anderen. Diese übereifrigen, Burnout-geplagten Workaholics und Supermanager, aber doch nicht ich. Depression ist was für Schwache. Ich aber bin nicht schwach. Ich bin stark. Mich haut nichts so schnell um. Es war alles einfach nur ein bisschen zu viel geworden. Und mal nicht mehr funktionieren zu können, am Ende seiner Kräfte und übermüdet zu sein, das kann schließlich jedem mal passieren.

Aber ich war nicht nur vorübergehend übermüdet, überarbeitet, fertig, platt, alle. Ich war am Ende meiner physischen

und seelischen Kräfte. Die Symptome waren eindeutig. Diese Leere, die in mir aufstieg, wenn ich nicht am Rechner saß. Diese furchtbare Leere. Dieses Gefühl der Sinnlosigkeit, das sich wie ein Schwamm in mir aufblähte, sobald ich mir keine Ablenkung verschaffen konnte wie ein Junkie seinen Stoff. Dieses Gefühl der eigenen Nutzlosigkeit. Wenn kein Symbol auf dem Rechner aufblinkte und mir damit Zeichen gab, dass jemand kommunizieren wollte. Diese verdammte, höllische Leere, die zu Schmerz wurde, wenn ich zu lange mit mir alleine war. Ein Schmerz, der aus der Seele kam. Die Leere war ein helldunkles Grau, das alles in mir mit dem großen Nichts füllte, die Wirklichkeit verdrängte, ihr keinen Platz mehr in mir gab, keine Farben und guten Gefühle mehr zuließ.

Es klingt idiotisch. Aber allein das Aufblinken des Cursors auf dem Bildschirm konnte mich zufriedenstellen. Wenn der Cursor blinkte, war alles gut. Keine Leere. Keine Angst. Meine Existenz hatte einen Sinn. Jemand wollte mit mir kommunizieren. Ich hatte etwas zu tun. Der Drang, im Internet aktiv zu sein. Ich befand mich in einer Dauerschleife, in einer Spirale, deren Sog mich nach unten katapultierte. Chat-Fenster waren für mich realer als der Baum vor dem Küchenfenster. Realer als die Sonne, die das Fenster in meiner Wohnung wärmte.

Eine einzige Twitter-Nachricht war wichtiger als die tägliche Körperpflege. Selbst das Duschen verursachte Schmerzen. Unter der Brause stehend, spürte ich meinen Herzschlag, hörte das Rauschen des Bluts im Ohr und war mir bewusst, wie einsam ich eigentlich war. Selbst das Rauschen des Wassers verschwand im Rauschen, das ich in meinen Ohren spürte. Dieses Rauschen übertönte alles. Das Leben aber klingt anders. Leben klingt nicht wie dieses Rauschen in den Ohren. Leben ist der Wind in den Baumwipfeln, der hochdrehende Motor auf der Straße, das Klappern der Schritte auf dem Kopfsteinpflaster. Leben ist das Geräusch, das spielende

Kinder machen; die Musik, die aus dem Café dringt; die zwitschernden Vögel, die den Morgen begrüßen. All die Geräusche, die von den meisten Menschen als Lärm abgetan werden. Ich aber habe ständig dieses Rauschen im Ohr. Das Rauschen der Einsamkeit. Mit dem Rauschen kommt die Angst vor dem Gedanken, dass die eigene Existenz nichts anderes ist als schnöde, sinnentleerte Funktion. Ein Organismus funktioniert. Man funktioniert. Tagaus, tagein. Aufstehen, waschen, arbeiten, essen, schlafen. Damit wollte ich mich aber nicht abfinden. Wer will das schon? Nur funktionieren. Wie ein verdammter Roboter, wie ein Zombie. Aber wie lebt man wirklich? Wie lebt man sinnvoll? Wie wird man glücklich? Das hatte ich nie gelernt. Ich wusste es nicht.

Ich kämpfte. Ich kämpfte gegen meinen Schlafzyklus, gegen meine Essgewohnheiten und gegen den Drang nach Erholung, die mein müder Kopf einforderte. Zu manchen Zeiten war es für mich normal, mehr als dreißig Stunden wach zu bleiben. Ich kämpfte gegen den Schlaf. Ich kämpfte gegen mein Leben.

Der Tod, Schlafes Bruder. Ich wollte nun schlafen. Lange schlafen. Endlich ausruhen. Nur einmal richtig schlafen. Die müden Arme einfach liegen lassen, die Augen geschlossen halten und die Welt da draußen nicht mehr ertragen müssen, abtauchen, verschwinden.

Tag für Tag prasselten diese schlimmen Nachrichten auf mich ein. Tragische Nachrichten, die mich nicht direkt betrafen. Denn ich lebte ja weit weg. Dennoch berührten mich diese Nachrichten – und sie trafen mich. Sie jagten Pfeile in meine Seele. Der Druck wuchs, jenen zu helfen, die unter gefährlichen Bedingungen für ihre Freiheitsrechte kämpften. Ich war Mitglied der Internet-Aktivistengruppe Telecomix, die aus internationalen Hackern und Netzaktivisten bestand. Wir hatten beschlossen, den Demonstranten des Arabischen

Frühlings zu helfen, indem wir beispielsweise das Internet über Modems wiederherstellten, nachdem es vom Mubarak-Regime abgeschaltet worden war. In Syrien halfen wir Oppositionellen, Videos von ungeheuren Grausamkeiten über das Internet zu verbreiten. Je mehr wir aber halfen, desto größer wurde unsere Verantwortung, desto größer wurde meine Verantwortung. Ich rotierte rund um die Uhr und vergaß darüber mein eigenes Leben, das im grauen Nebel der Depression verschwand.

Kairo. Tripolis. Damaskus. Alles Orte, an denen Menschen ab Dezember 2010 während des sogenannten Arabischen Frühlings aufstanden, um für ihr Recht zu kämpfen. Das Recht auf freie Meinungsäußerung, auf freie Entscheidungen. Gegen die Herrschaft alter Männer, für die Selbstbestimmung.

Wir mussten ihnen einfach helfen. Denn darauf ist unsere europäische Kultur doch gebaut. Auf Freiheit und Selbstbestimmung. Oder etwa nicht?! Diese Werte, die es immer und überall zu verteidigen gilt, wie man es in der Schule gelernt hat. Mag sein, dass Freiheit für viele ein nichtssagender Begriff ist. Wer immer in Freiheit gelebt hat, weiß nicht, wie es ist, wenn sie fehlt. Manch einer braucht sie auch nicht, will sie noch nicht einmal. Es reicht ihm, wenn es jemanden gibt, der ihm Tag für Tag vorgibt, was er zu tun hat.

Freiheit: für viele ein Begriff ohne Fleisch und Muskeln. Auch »Selbstbestimmung« ist so ein schwammiges Wort, das von westlichen Politikern gern in die Menge geschleudert wird. Aber als wir uns bei Telecomix entschlossen, den Menschen in Ägypten und Syrien mit unseren technischen Fähigkeiten zu helfen, wurden diese Begriffe von einem Moment auf den anderen lebendig. Wir, die wir das Internet von klein auf als einen Hort der Freiheit kennen- und lieben gelernt hatten, verstanden sie intuitiv. Wir wollten den Menschen helfen, freier zu sein. Weil auch wir frei waren.

Natürlich war das ein naiver Gedanke. Wir waren jung und beseelt von der Richtigkeit unseres Tuns. Zweifel konnten wir nicht. Wir fühlten uns im Recht. Also halfen wir den Menschen, damit ihre Stimmen gehört werden konnten – vom Rest der Welt. Wir gaben ihnen eine Stimme, über das Internet. Als die ersten dieser Stimmen schließlich starben, ermordet wurden, eskalierte alles. Da draußen und dann: in uns.

Ich war besessen. Besessen von dem Gedanken, diesen Menschen helfen zu müssen. Die Besessenheit raubte mir den Verstand und den Schlaf. Ich trank zu viel. Ich rauchte wie ein Schlot. Ich sah keinen Sinn mehr in meinem Leben. Ich vergaß, was mir guttat. Schlaf, Erholung, Musik, Filme. Mit meinen Freunden abzuhängen, ohne ständig daran denken zu müssen, wie es den Leuten an diesen grausamen Orten während der Revolutionen erging. Ich hatte vergessen, mich um mich selbst zu kümmern. Wahrscheinlich konnte ich das aber auch gar nicht.

Eines Tages begriff ich, dass ich verloren war. Verloren in einem Leben, das nicht mehr das meine war. Dann kam der Reboot, der Neustart.

Aber um zu verstehen, warum ich mich umbringen wollte, muss ich ausholen. Ich muss in der Zeit zurückgehen, um mir selbst klarzuwerden, wie alles so kommen konnte. Ich muss diese Geschichte erzählen. Diese Geschichte mag schockierend sein, sie mag an manchen Stellen unglaublich klingen. Manchmal habe ich selbst das Gefühl, dass mein Leben eine Seifenoper ist. Oder ein Thriller. Aber ich kann versichern: Alles ist genau so passiert. Alles war genau so, ich weiß es, ich habe es erlebt. Denn diese Geschichte ist *meine* Geschichte.

Muhammad, Syrien

Die Tage in Hanau hatten mir gutgetan, weg von Berlin, weg von meiner provisorischen Wohnsituation. Auch wenn wir nicht viel geredet hatten, war es gut, in der Nähe meines Vaters gewesen zu sein. Ich hatte einen Tag gebraucht, um mich auf ihn einzulassen. Aber dann hatte dieses warme Gefühl eingesetzt, das man hat, wenn man zu Hause ist. Wir hatten abends zusammen vor dem Fernseher gegessen, zusammen Bier getrunken. Gesprochen hatten wir kaum. Wie auch. Ich schaute ja alle zehn Sekunden auf mein Handy. Aber in dem ein oder anderen Augenblick hatte ich ihn angeschaut und mich sehr wohl dabei gefühlt.

Die Ereignisse in Libyen klebten weiterhin wie Pattex an mir. Auf die Idee, das Handy mal für einen Tag außer Acht zu lassen, kam ich nicht. Schließlich war das mein Leben. Der Gedanke, mich mit mir selbst beschäftigen zu müssen, die Einsamkeit mit mir selbst einfach zuzulassen, löste Unbehagen und Beklemmung aus.

In Berlin angekommen, änderte sich erst mal nichts. Ich änderte nichts. Tagsüber saß ich gelangweilt bei der Arbeit, abends bewachte ich das Sofa in der WG und starrte auf meinen Laptop und war damit beschäftigt, ein Gefühl des Beschäftigtseins zu produzieren. Am ersten Abend meiner Rückkehr stand ich am Fenster, blickte auf die Straße, die im kalten Licht der Straßenlampen lag. Es war still, kein fahrendes Auto, keine Fußgänger. Plötzlich sah ich, wie ein Fuchs über den Asphalt der Straßenbahn huschte. In der Mitte der Straße blieb er stehen. Er wirkte verängstigt, denn er hatte seinen Schwanz eingezogen. Der Fuchs drehte seinen Kopf

nach links, nach rechts. Dann begann er zu laufen, und ich beobachtete, wie er zwischen zwei übervollen Müllcontainern verschwand. Noch jemand, der sich einsam seinen Weg durch die Nacht bahnte, dachte ich und widmete mich wieder meinem Laptop.

Auch im Jemen wurde protestiert, in Bahrain und natürlich in Libyen. Es schien, als würde sich ein großer Kochtopf seines überschüssigen Drucks entledigen, der über Jahre des Köchelns entstanden war. Es war wirklich kaum noch zu überblicken, was in Nordafrika und im Nahen Osten passierte. Nur eines schien sicher: Ein handfester Bürgerkrieg war seit Ende Februar in Libyen im Gange. Anfang März hatte sich im Nordosten des Landes, der von den Oppositionellen kontrolliert wurde, ein Übergangsrat als Vertretung der Rebellen gegründet. Die kämpften gegen Regierungstruppen, die auch Luftangriffe auf deren Zentren wie beispielsweise die Städte Bengasi oder Adschdabiya fliegen ließ. Offensiven und Gegenoffensiven wechselten sich ab. Wie viele Opfer dieser Wahnsinn zu jenem Zeitpunkt bereits gekostet hatte, konnte niemand mit Sicherheit sagen. In jedem Fall stand fest, dass sich der libysche Diktator nicht so leicht verdrängen lassen würde wie seine Kollegen in Tunesien oder Ägypten. Gaddafi hatte bei einem Auftritt im Fernsehen gedroht, dass er bis zum letzten Mann kämpfen wolle. Schon diskutierte die internationale Staatenwelt, ob sie militärisch intervenieren müsse, um ein Blutbad zu verhindern. Die USA hatten vor der libyschen Küste bereits Kriegsschiffe in Stellung gebracht. Zudem hatte die Europäische Union ein Waffenembargo gegen das libysche Regime verhängt. Ich zog an meiner Zigarette und betrachtete die Fotos von mit Panzerfäusten bewaffneten Rebellen, die auf schneeweißen Toyota-Pick-ups durch irgendwelche Wüsten fuhren. Auf einem Foto stieg am Horizont, der das Braun des Sands vom Blau

des Himmels mit einem auffällig geraden Scherenschnitt teilte, eine schwarze Rauchsäule auf. Sicher von einer Explosion, von einem Einschlag. Ich zog an meiner Zigarette, spürte augenblicklich den Tabak in der Mundhöhle und kurz danach eine wohltuende Leichtigkeit im Kopf.

Auf meinem Display waren diverse Chat- und Jabber-Kanäle geöffnet, dazu Mailprogramm und Browser. Im IRC-Kanal von Telecomix war nicht viel los. Ein paar Katzenbilder machten die Runde, der Zeitvertreib für einsame Nerds. Plötzlich tauchte eine Meldung auf:

muhammad@datalove has joined #telecomix.

Datalove war einer der IRC-Server von Telecomix. Er stand in einem Mainzer Rechenzentrum und hatte den internen Namen buttplug. Es gab Techniker des Providers, die den Namen nicht in den Mund nehmen konnten, ohne gleich loszuprusten. Ein gewisser Muhammad hatte also den Kontakt zu uns aufgenommen. Offensichtlich ein Araber. Und wahrscheinlich jemand, der technische Hilfe suchte. Dachte ich.

»Hello. I am Muhammad«, schrieb der Neuankömmling. Ich betrachtete den Satz und wartete darauf, ob ihm jemand antworten würde. Ein paar Sekunden verstrichen, aber nichts passierte. Also tippte ich: »Hello Muhammad. Welcome to Telecomix.« Augenblicklich kam die Antwort. »Thanx.« Schweigen. Dann: »I am in Aleppo.«

Aleppo? Syrien also. Syrer hatten sich bis dahin noch nicht an uns gewandt. Ich erinnerte mich, dass es Anfang Februar 2011 auch Proteste in Damaskus gegeben hatte bzw. geben sollte. Dem »Tag des Zorns«, zu dem syrische Aktivisten und Oppositionelle aufgerufen hatten, waren aber nur ein paar Dutzend Syrer gefolgt, die vor der ägyptischen Botschaft in Damaskus demonstrierten und schließlich von Sicherheitskräften zusammengeprügelt worden waren. Baschar Hafiz

al-Assad regierte das Land seit 2000 als Staatspräsident, nachdem sein Vater Hafiz al-Assad im Alter von 69 Jahren gestorben war. Das System des Alten fußte auf einer kruden Mischung aus arabischem Nationalismus, Sozialismus und Säkularismus, die ihren ideologischen Hort in der Baath-Partei hatte. Der Alte hatte das Land mit regelrechtem Geheimdienstterror regiert. So verschwanden immer wieder zahlreiche Oppositionelle während seiner Regentschaft. In dem korrupten Patronagesystem profitierten Familienmitglieder und die alawitischen Familien, die dem Assad-Clan nahestanden. Sie bestimmten und lenkten Großunternehmen und damit die Wirtschaft und bereicherten sich hemmungslos.

Der Sohn begann seine Regierung wohl mit dem positiven Anliegen, neue Freiheiten zuzulassen. Aber diese Episode, die als »Damaszener Frühling« in die Geschichte einging, dauerte nur bis zum Winter 2002, als Baschar Hafiz al-Assad mit Schauprozessen gegen ein paar Kritiker vorging und schließlich den autoritären Spuren seines Vaters folgte. Für diejenigen, die gehofft hatten, dass sich in Syrien etwas in Richtung Freiheit bewegen könnte, war das jähe Ende des Damaszener Frühlings ein schwerer Schlag. Ein Schlag, der ihnen Kraft und Hoffnung auf einen Wandel genommen hat.

In Syrien hatten Dissidenten und Oppositionelle viel mehr Angst vor dem Sicherheitsapparat Assads als ihre Gesinnungsgenossen in Tunesien oder Ägypten. Deswegen war es in Syrien im Zuge des Arabischen Frühlings noch relativ ruhig geblieben. Auch das Internet wurde in Syrien viel stärker und professioneller überwacht und kontrolliert. Dafür zeigte sich u. a. die Syrian Computer Society verantwortlich, die 1989 gegründet wurde und die offiziell als Institution fungierte, die Domains registrierte und verwaltete. Aus den Reihen der SCS gingen später auch Hacker hervor, die seit 2011 unter den Namen »Syrian Electronic Army« Pro-Regime-

Aktivitäten im Internet organisierten und beispielsweise Webseiten von westlichen Institutionen und Medien hackten.

Die nächste Nachricht von Muhammad erschien auf dem Bildschirm. »Ich habe gehört, dass ihr euch mit Computern auskennt.« Ich musste lächeln. Ja, mit Computern kannten wir uns aus. Zumindest ein bisschen. Ich tippte: »Wie können wir dir helfen?« – »Ich will sicher im Internet kommunizieren können.« Ein Aktivist also. »Kein Problem«, schrieb ich. »Machen wir. Damit haben wir Erfahrung.« – »Danke«, schrieb Muhammad. »Ich wusste, dass ihr ehrliche Menschen seid, die uns nicht im Stich lassen.«

Ich betrachtete den Satz, las ihn, zweimal, dreimal. Es war nicht das erste Mal, dass sich ein Aktivist bei uns bedankte. Wir hatten Dutzende von Dankesmails bekommen. Aber dieser Satz hatte eine andere Qualität, er wirkte intensiver, näher. Er berührte mich. Und nicht nur, weil Muhammad offensichtlich ebenso wie ich das Pathos liebte.

Instinktiv ahnte ich wohl, dass dies nicht die einzige Unterhaltung mit Muhammad bleiben sollte. Was ich aber noch nicht ahnte: Dieser Tag, an dem ich Muhammad kennenlernte, stellte eine Zäsur in meiner bisherigen Internetaktivität dar. Das schreibe ich mit dem Blick desjenigen, der die Vergangenheit überblicken kann, der durch dieses Überblicken etwas kapiert hat und der heute versteht, was damals mit ihm passierte und wohin ihn das Ganze trieb – wohin ich mich trieb. Auf den Schienen, an deren Verlauf ich bis dahin mein Leben lang geformt und montiert hatte.

Seit diesem Tag im März sollte kaum noch ein Tag vergehen, an dem ich nicht mit Muhammad chattete. An manchen Tagen fuhr ich abends nach der Arbeit meinen Laptop hoch, und schon begrüßte er mich, als hätte er auf mich gewartet. »Hello tomate!« »Hello Muhammad!« Aber zunächst einmal erklärte ich ihm, wie er sicher im Internet surfen und kommunizieren konnte. Dieselben Tipps hatten wir ja schon den

Tunesiern und Ägyptern gegeben. Und nach Muhammad sollten noch viele andere Syrer auf uns zukommen, die nach derselben Hilfe verlangten.

Wir legten also virtuelle private Netzwerke (VPN) an. So konnte man die Daten verschlüsseln, die von den Heimrechnern der Aktivisten bis zu unseren Servern flossen. Erst von dort gingen sie schließlich ins Internet. Wir schrieben Tutorials, mit denen wir erklärten, wie diese VPN-Verbindungen aufgebaut werden konnten. Wir organisierten für jede einzelne Person eine eigene Verbindung mit einem eigenen Sicherheitszertifikat. Und um eine besonders hohe Sicherheit gewährleisten zu können, verteilten wir die User auf verschiedene Endpunkt-Server. Für den Fall, dass jemand wider Erwarten doch kompromittiert wurde. Denn so konnten nicht automatisch alle User aufgedeckt werden. Zusätzlich haben wir allen den TOR-Browser empfohlen, damit sie anonym im Internet unterwegs sein konnten, und solche Browser-Plugins wie beispielsweise »https-everywhere«, die auch unverschlüsselte Seiten verschlüsseln. Zu jenem Zeitpunkt wussten wir allerdings noch nicht, dass der syrische Geheimdienst in der Lage war, auch die verschlüsselten Seiten mitzulesen. Für die Echtzeitkommunikation über Chat haben wir den Leuten beigebracht, wie man OTR für Jabber oder auch für Facebook installiert, um letzten Endes verschlüsselt chatten zu können. Zu guter Letzt gehörte auch die übliche Mailverschlüsselung mit PGP zu unseren Techniktipps.

Aus diesem Rundum-sorgenfrei-Paket, das wir für den Arabischen Frühling zusammengestellt hatten, ist später übrigens die erste CryptoParty hervorgegangen. Sie wurde von unserer australischen Agentin Asher Wolf organisiert, als die australische Regierung 2012 per Gesetz die Strafverfolgungsmöglichkeiten im Internet ausweitete. Daraufhin rief Asher auf Twitter dazu auf, sich mit ein paar Chips in einer Kneipe oder in einem Hinterhof zu treffen, um sich gegen-

seitig Verschlüsselungstechniken beizubringen. So wurden bis Ende 2012 in der ganzen Welt rund 30 solcher Crypto-Partys gefeiert, die letzten Endes nichts anderes sind als zivilgesellschaftlich orientierte Weiterbildungskurse. Denn auch das ist das Prinzip eines offenen und freien Netzes: kostenfreier Wissensaustausch und einfache Wissensvermittlung von Leuten, die sich auskennen, an Leute, die etwas erfahren wollen.

Muhammad erzählte offen und bereitwillig, wenn wir miteinander chatteten. Er brauchte ein offenes Ohr. Jemanden, dem er von seinem Alltag, seinen Ängsten, von seinem Leben in Syrien erzählen konnte. Mich frappte, wie viel Vertrauen er mir von Anfang entgegenbrachte. Schließlich kannten wir uns ja nicht. Ich war ein Internetaktivist, der im behüteten und fetten Deutschland saß, der mit einem diffusen Gefühl der Unzufriedenheit vor sich hin lebte. Er war ein junger Mann, der in einem echten Scheißsystem lebte und der voller Kraft, Hoffnung und Träume war. Manchmal schrieb er mir stundenlang, ohne dass sich daraus eine echte Interaktion ergeben hätte. Es sprudelte einfach so aus ihm heraus, ohne dass ich ständig hätte Fragen stellen müssen. Und so erfuhr ich im Laufe der Zeit einiges über diesen Muhammad in Syrien, mit dem ich lediglich über eine Datenleitung verbunden war.

Muhammad war zwanzig Jahre alt. Er stammte aus einer großen Familie. Er hatte drei ältere Brüder und zwei jüngere Schwestern. Er war also das Mittelkind. In Aleppo studierte er Maschinenbau, obwohl er eigentlich Schriftsteller werden wollte. Aber Aleppo war vor dem Bürgerkrieg bekanntlich das Technologiezentrum und ein bedeutender Wirtschaftsstandort im Nordwesten Syriens. Dort hatte Muhammad als Maschinenbauer eine gute Perspektive. Es war aber auch der Ort, wo die regimeloyalen Kasten besonders stark verortet waren.

Ein klassischer Internetaktivist war Muhammad nicht. Er

war außerhalb des Internets aktiv, organisierte Proteste und verteilte Flugblätter. Er engagierte sich in der Oppositionsbewegung, weil er frei sein wollte. Das schrieb er mir in einer unserer Unterhaltungen: »I just want to be free.« Sein Vorbild, erzählte er mir, waren die friedlichen Proteste in der DDR im Jahr 1989. Das habe ihn tief beeindruckt, wie ein Volk ein System in die Knie zwang, ohne dass nur ein Schuss abgegeben wurde, ohne dass es auch nur einen Toten gegeben hatte. Muhammad wollte frei glauben, sprechen und denken können. Das war sein Antrieb, um zu demonstrieren. Er hatte Angst um seine Geschwister – und um seine Eltern. Sie unterstützten ihn, aber sie hatten wohl selbst nicht mehr genügend Kraft, um zu kämpfen. Das Scheitern des Damaszenner Frühlings hatte sie zu sehr frustriert. Nun war die nächste Generation am Zug.

Im März weiteten sich die Demonstrationen in Syrien aus. Es gab Proteste in der Stadt Qamischli, wo mehrheitlich Kurden lebten, in der Hauptstadt Damaskus oder auch in Dar‘ā, einer Stadt im Süden des Landes. Allerdings gingen im Vergleich zu Tunesien oder Ägypten eher wenige Leute auf die Straße. Bei den größten Protesten waren es vielleicht um die 1000 Menschen. Dennoch reagierte das Regime bereits aggressiv und brutal auf die ersten Anzeichen eines Aufstands. Schon im März 2011 kam es so zu den ersten Todesopfern aufseiten der Demonstranten. Am 15. März 2011, der von Oppositionsgruppen zum »Tag der Wut« ausgerufen worden war, wurde schließlich zum ersten Mal in Aleppo demonstriert. Vierhundert vor allem jüngere Leute waren in den Straßen unterwegs und schrien ihre Wut gegen Bassad heraus. Begleitet von Geheimdienstlern und den gefürchteten Schabiha-Milizen. Muhammad war an diesem Tag auch auf dieser Demonstration. Die Dunkelheit stand bereits wieder vor meinem Berliner Fenster wie eine Wand, da meldete er sich bei mir.

< muhammad> tomate. Bist du da?
< tomate> Ja, Muhammad. Was ist los?
< muhammad> Ich war heute auf einer Demo. Zusammen mit anderen Kommilitonen aus meiner Uni.
< tomate> Ist euch was passiert?
< muhammad> Nein. Uns nicht. Andere wurden von den Milizen verprügelt und verhaftet. Aber nein: ich bin okay.
< tomate> Klingt furchtbar.
< muhammad> Ja. Das war es. Ich zittere immer noch. Überall waren Leute vom Geheimdienst. Die wissen jetzt, glaube ich, wer ich bin. Wir haben die Demo ja mitorganisiert und Flugblätter verteilt. Wir wollen doch nur das sagen können, was uns wichtig ist. Sonst nichts. Warum überwachen die uns? Was wollen die? Ich weiß aber eines. Ich bin bereit, den Preis für all das zu zahlen. Ich habe Angst, aber ich bin bereit, diesen Preis zu zahlen.

Den Preis zahlen. Wow, was für ein krasser Fatalismus. So einen tiefschwarzen Fatalismus kannte ich überhaupt nicht. Den lernt man nur, wenn man in Systemen aufwächst, die einem nur eine Gewissheit vermitteln – dass morgen alles anders sein kann. In Deutschland aber wächst man mit dem Glauben auf, dass es eine Gewissheit gibt, über das Morgen, über das Übermorgen, und manche sollen sogar glauben, dass man sein ganzes Leben durchplanen könne. Menschen wollen Stabilität und Gewissheit. Das gehört zu unseren ursprünglichen Bedürfnissen, die unsere Existenz über viele Jahrtausende gesichert haben. Fatalismus ist also eine Abwehrreaktion auf die fehlende Gewissheit.

Aber verstand Muhammad, was er da so revolverheldmäßig locker aus der Hüfte schoss? Ja, er verstand es. Das spürte ich. Denn die Worte trafen mich wie Kugeln. Die Wunden, die sie rissen, schmerzten, und je mehr ich diese Worte durch

meine Gedankengänge schickte, um zu verstehen, was er meinte, desto stärker, desto tiefer und fieser wurde der Schmerz. Den Preis zahlen. Für was? Für die Freiheit, so leben zu können, wie wir es im Westen tun? Dafür, dass man sicher im Internet unterwegs sein kann, ohne dass man Gefahr läuft, zur Zielscheibe des Regimes zu werden? Muhammad war bereit, sein Leben für diese Freiheiten zu geben. Aber war dieser Preis angemessen? Wer bestimmte das überhaupt? Diese lächerlichen Geheimdienstfuzzis? Dieser abgefuckte Assad-Staat? Mein Kopf schwirrte. Muhammads Worte waren pathetisch. Sie klangen kitschig, als stammten sie aus dem Mund von Harrison Ford, der in einem Science-Fiction-Film mal wieder drauf und dran war, mehrere Planeten gegen die dunkle Macht zu retten. Aber Muhammad meinte es ernst, verdammt ernst. Und diese Überzeugung imponierte mir, weil sie echt war. Echter als die Revolutionsromantik, wie ich sie pflegte: gegen das Schweinesystem, gegen das Scheißdeutschland. So ein lächerlicher, alberner Scheiß. System stürzen, in Deutschland. Was für hohle Worte! Ich musste lachen. Über mich und meine Revolutionsträume, die ich in all den Jahren liebevoll kultiviert hatte. Mit Punkmusik und Dosenbier. »Macht kaputt, was euch kaputt macht.« »Deutschland muss sterben. Damit wir leben können.« Haha. Ich armes Würstchen! Das Lachen verflog. Nein, hier gab es nichts zu lachen. Das war alles verdammt unfair, verdammt unfair. Diese jungen Leute in Syrien wollten doch nur so leben, wie es ihnen passte. Sie wollten ein Leben, das ihnen von Assads Drecksbande verwehrt wurde. In einem Interview mit der Online-Ausgabe der Wochenzeitung *Die Zeit* vom 2. September 2011, das ich vermittelt hatte, sagte Muhammad:

»Die Jugend hat die Zeit, die Mittel und die Begeisterung, um das Feuer der Revolution zu entfachen. Sie gestaltet für

künftige und vergangene Generationen einen neuen Weg. Und wir dürfen nicht vergessen, dass die Mehrheit der Menschen in dieser Region junge Leute sind.«

Allerdings stammte das Zitat nicht von dem Muhammad, den ich kannte. Es hätte aber von ihm stammen können. Bei Telecomix nannten wir alle Aktivisten, die wir für ein Interview an Medien vermittelten: Muhammad. Dies waren alles junge Männer zwischen 20 und 30 Jahren, die gut ausgebildet waren und die ihr Land verändern wollten. So wurde Muhammad zu einer Art Archetyp des syrischen Aufständischen.

Der Muhammad, den ich kannte, hatte bei seinen Eltern und ihrer Generation erlebt, was passiert, wenn die Hoffnung auf einen Wandel im Land stirbt. Wie viele junge Leute wollte er den Wandel. Sie hatten nichts mehr zu verlieren. Bis auf ihr Leben. »Besser aufrecht sterben als auf Knien leben.« Ist pathetisch, ich weiß. Aber der Kampf um Freiheit ist, das liegt in seiner Natur, ironiefrei und pathetisch – und er ist wichtig. Unsereins kann es sich sicher nicht vorstellen, wie es ist, Tag für Tag mit Strukturen zurechtkommen zu müssen, die einem die Luft zum Atmen nehmen, die Angst machen und bei jedem Schritt, den man macht, eine unüberwindbare Grenze setzen. Auch ich wollte seit meiner Jugend »das System« verändern, nicht einen kleinen Teil des Systems, nein, das Großganze musste es sein. Die Achtundsechziger hatten etwas verändert. Die DDR-Bürger hatten etwas verändert. Aber was hatte meine Generation verändert? Es ist doch der Traum einer jeden Generation, etwas Bleibendes zu schaffen und seinen Abdruck in der Gesellschaft zu hinterlassen.

In diesem Moment mit Muhammad verstand ich: Das Großganze konnte nur die Freiheit sein. Die Freiheit, mehr oder weniger selbstbestimmt leben zu können. Lieber selbstbestimmt sterben als fremdbestimmt leben. Das verband uns.

Es war unser gemeinsamer Kampf, den ich für das Internet kämpfte und Muhammad für sein Land.

Was würde ich aber an Muhammads Stelle tun? Die Gedanken schwirrten wie Mücken um Brackwasser, das die Hitze des Tages aufgeheizt hatte. Würde ich mein Leben geben können, wenn mir jemand die Freiheit nimmt? Ich verwarf den Gedanken. Wer kann schon sagen, was er unter bestimmten Bedingungen tun, wie er reagieren würde? Alle, die aus ihrer heutigen Warte moralisch aufrecht behaupten, sie hätten als Widerstandskämpfer vor achtzig Jahren in jedem Fall gegen die Nazis gekämpft, halte ich ohnehin für Spinner.

Verzweiflung und Verstörung stiegen in mir auf. Ich stampfte auf den Boden, nahm ein Kissen und schmiss es durch das Zimmer. Dann machte sich Wut breit. Mit der Faust schlug ich gegen die Wand. Augenblicklich schrie der Schmerz in mir auf. Dann: Hilflosigkeit. Den Preis zahlen. Wie in einem verdammten John-Ford-Western oder an einer bekackten Supermarktkasse? Hier, sage ich zum Kassierer. »Ich will meine Freiheit.« – »Gut. Dann zahlen Sie mal«, sagt der und zückt seine Pistole. Und: bäm! Wahnsinn, Wahnsinn, Wahnsinn! Natürlich war mir klar, dass all die jungen Protestler, die schon in Tunesien und Ägypten ihr Leben lassen mussten, ähnlich wie Muhammad gedacht haben. Aber die waren nie mehr als eine abstrakte Masse für mich gewesen. Nun aber saß da jemand in Syrien an einem Computer, der sich mir offenbarte – und der krasse, heldenhafte Worte über die Datenbahn an meine Adresse sandte. Der Arabische Frühling kam näher. Das Ganze wurde persönlich, kroch unter meine Haut und in meine ohnehin gereizten Nervenbahnen.

Muhammad hatte mein längeres Schweigen natürlich bemerkt.

< muhammad> Du brauchst darauf nichts zu schreiben, tomate. Es reicht, dass du da bist und mir zuhörst. Das ist sehr wertvoll für mich. Meinen Eltern kann ich das alles nicht erzählen. Die kennen das ja schon. Es ist unser Leben. Man kann nicht jeden Tag über die Ängste reden, die man hat. Da wird man verrückt.

< tomate> Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß es wirklich nicht. Danke, Muhammad. Pass auf dich auf. Und melde dich bitte.

< muhammad> Das mache ich.

Eines wurde mir nun sehr deutlich. Die meisten Menschen in diesen Ländern wünschten sich ein ganz normales Leben, vor allem die jüngeren. Da war kein Hass auf das Christentum oder auf den Westen im Spiel. Sie wollten lediglich in Frieden leben, eine Ausbildung machen, ihrer Arbeit nachgehen, eine Familie gründen, Spaß haben, in Ruhe gelassen werden. Sie wollten nicht an etwas glauben müssen, das ihnen irgendjemand aufoktroierte. Heute weiß ich, dass der Augenblick, als Muhammad schrieb, er sei bereit, sein Leben zu geben, einer der wichtigsten Momente in meinem Leben war. Dieser Moment hat mich reicher gemacht, und er hat mich weitergebracht. Durch Muhammad verstand ich, dass es nicht reicht, nur im Internet aktiv zu sein, sondern dass man sich vor seiner eigenen Haustür in der realen Welt gegen Unrecht engagieren muss. Als ich 2012 Flüchtlinge auf dem Pariser Platz am Brandenburger Tor unterstützte, war dies aus der Erfahrung mit Muhammad entstanden.

Mein Engagement bei den Piraten war Politik. Das war kein Aktivismus. Mit Aktivismus veränderst du die Welt im Kleinen, Aktivismus ist akuter und bringt (häufig) schnellere Ergebnisse. Und höchstwahrscheinlich ist es so, dass Aktivismus mir mehr liegt als Politik. Politik ist frustrierender. Mit Politik kannst du im Großen nur etwas verändern, wenn

du einen sehr langen Atem hast und nicht zu Pessimismus und Depression neigst.

Muhammads Clint-Eastwood-Satz führte mir jedenfalls vor Augen, wie wertvoll das ist, was ich habe – und dass es sich lohnt, dafür zu kämpfen. Jede Sekunde, jede Minute, jeden Tag. Fallen, aufstehen. Fallen und aufstehen. Immer und immer wieder. Was singt doch gleich die Berliner Band Soifass in ihrem Lied »Sei stark«? »Sei Stark und du wirst sehen, es wird schon irgendwie weitergehn, sei stark – und du wirst sehen.«

Aber um all das wirklich verstehen zu können, musste damals noch etwas passieren. Was hätte ich Muhammad auch schreiben können? Dass ich mit meinem Leben nicht klar kam und deswegen wie ein Getriebener durchs Leben hastete? Das hätte ich ihm nicht schreiben können. Das wäre mir peinlich gewesen. Ich wäre mir albern vorgekommen. Bei ihm ging es um etwas Existenzielles. Ich mit meinen Problemen war doch nur ein armer Irrer mit ein paar Macken und Löchern im Kopf. An jenem Abend spürte ich aber lediglich eine große Verwirrung und eine noch größere Ohnmacht. Ich konnte ihm seine Angst nicht nehmen. Ich war nicht in der Lage, Muhammad zu retten, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte. Diese Gewissheit, einem nicht helfen zu können, ist ein mieses Scheißgefühl. Ja, wir halfen mit ein paar technischen Tricks und Finessen. War das genug? Nein, das war es verdammt noch mal nicht. Das konnte gar nicht genug sein. Aber es war definitiv besser, als überhaupt nichts zu tun.

Ich tigerte durch mein WG-Zimmer, zog nervös an der Zigarette, meine Gedanken kreisten wie strudelnde Papierflieger in einem Luftsog. Ich beschloss, alles zu tun, was in meiner Macht stand, um Muhammad und den anderen jungen Syrern in ihrer beschissenen Situation zu helfen. In Tunesien und Ägypten konnte ich schließlich auch helfen. Beide Län-

der waren trotz aller Querelen auf dem Weg zu Demokratien. Und wir von Telecomix hatten unseren Beitrag dazu geleistet. Das ermutigte mich. Wir würden helfen. Koste es, was es wolle. Koste es, was es wolle. Aus meiner Sicht konnte der Preis, den ich für diese Hilfe zu zahlen hatte, nicht sonderlich hoch sein. Ich war schließlich auf der sicheren Seite. Dachte ich jedenfalls.

If there's one thing that
we should have learned, it's that
... you know, our brains have
always outraced our hearts.
Our science charges ahead,
but our souls lag behind.
Let's start a new.

*Lee Adama,
Battlestar Galactica*